

## Gedichtinterpretation eines Gedichtes ohne Titel von C. Morgenstern

Wir alle klammern an die schönen Tage des Lebens, frönen ihren Freuden und genießen die Sonnenstrahlen, auf das wir uns in hohem Alter zurücklehnen und zufrieden auf unser Leben zurückschauen können. Doch wie alles, hat es ein Ende. Außer die Wurst, die hat zwei.

Ein Gedicht ohne Titel zu veröffentlichen machen die Wenigsten. Der deutsche Schriftsteller Christian Morgenstern gehört jedoch zu dieser Rubrik. Warum er das machte? Eine Vermutung dazu werde ich später aufstellen, kümmern wir uns jedoch erstmal um den Inhalt. Morgenstern schreibt in seinem Gedicht von einem goldenen Tag, der rasch seinem Ende weicht und wie langsam, nach und nach, die Sterne herauskommen bis der Tag von neuem ansetzt. Das lyrische Ich scheint dabei ein allwissender Beobachter zu sein, nicht direkt in der Szenerie, aber nah genug um alles mitzubekommen. Er wird nämlich nie wissentlich genannt, aber irgendwer muss das Geschehen ja miterlebt haben.

Gegliedert ist das Gedicht in zwei Strophen, zu je 5 Versen, wobei sich die ersten vier jeweils als Kreuzreim herausstellen und sich die letzten Verse jeder Strophe untereinander noch einmal reimen.

Man wird direkt hineingeworfen ins Geschehen. Ein, wie ich ihn mir vorstelle, großartiger Tag geht zu Ende, die Blumen verschränken ihre Blütenblätter zu Knospen und die Menschen gehen ermüdet, aber zufrieden schlafen. Der Wortwahl nach zu schließen war es wirklich solch ein schöner Tag, den der im Gedicht als „golden“ (V.1) beschriebener Tag „verblasst“ (V.1) nämlich nach „wonnigem Verweilen“ (V.2). Die Adjektive „golden“ und „wonnig“ beschreiben eine gewisse Inbrunst, ihr dumpfer Klang dröhnt wohligh nach und verursacht ein Wärmegefühl. Der Tag war *gut*. Doch er geht eben dem Ende zu. „Über allem Leben lag ein Hauch von Abwärts-Eilen“ (V.3 und 4). Die Sonne schwindet rasch am Horizont (Vgl. „Eilen“ V.4) Warum die Sonne? Nun sie steht tagsüber am Himmel, über den Menschen und den meisten Tieren. Geht sie nun unter, dann verlässt sie die Menschen und übergibt sie sozusagen der Nacht. Besonderes Augenmerk möchte man dabei bitte auf die Zeitform von *liegen* in Vers 3 legen. Die Sonne *lag* über allem Leben. Das Präteritum zeigt uns also, dass sie es jetzt nichtmehr macht, dass vielmehr jetzt die Nacht ihre Regentschaft übernommen hat. Die Sonne wurde dabei beerdigt, bildlich gesprochen ging sie in die Erde über, genauso wie jemand der beigesetzt wurde. Sie eilte „in Grab und Tod“ (V.5) An dieser Stelle wird ein harter Schnitt vollzogen. Während in den vorherigen Versen mit einem munteren Jambus ca. vier Hebungen in jedem Vers waren, sind es in dem letzten Vers dieser Strophe nunmehr nur zwei. Im Lesefluss klingt das dissonant, unschön, was ein extremes Gegenbeispiel zum

Vorherigen darstellt. Es bedeutet, dass etwas beendet wurde. Und zwar der Tag. In der gesamten ersten Strophe herrschen dunkle Konsonanten vor (a, überwiegend jedoch o). Sie stellen den Tag aber nicht düster dar, sondern so wohltuend wie vorangehend beschrieben. Außer jedoch im fünften Vers, da lassen sie die Szenerie plötzlich schaurig wirken, was jedoch mit der geringen Hebungsanzahl des Jambus zusammenhängt. Wenn er mit dunklen Konsonanten verknüpft wird, dann wirkt sein „Singsang“ bei mehreren Hebungen wohltuender als mit wenigen.

Jetzt, wo die Nacht über der Welt liegt, die Sonne frisch beerdigt wurde und sich die Sterne „entzündeten“ (V.7) beginnt ein neuer Abschnitt. Der Jambus ist zu seiner normalen Pracht zurückgekehrt als wäre nichts gewesen und existiert weiter mit je 4 Hebungen pro Vers. Jedoch hat sich der Klang verändert. Mit lauter hellen Konsonanten (überwiegend ü) legt die Nacht einen langsamen, ruhigen Auftritt hin. Denn nach der Beerdigung der Sonne „entzünden“ (V.7) sich voll „unendlich süßer Macht“ (V.6) die Sterne und ziehen „am Gewölb der hohen Nacht“ ihre Kreise. Ein, wie gesagt, langsamer, ästhetischer, nahezu eleganter Vorgang. Dadurch, dass bei Nacht die Sterne sichtbar sind, ja das ganze Universum eigentlich, und nicht durch die Atmosphäre und Sonnenstrahlen blockiert, wirkt der Himmel weiter, höher. Grenzenlos. In diesem so unendlich größerem Raum wirkt jegliches Durch-die-Welt-huschen so klein und unbedeutend, Klänge werden weiter weg getragen als in dem kleineren Raum namens Tag, der visuell durch den blauen Himmel begrenzt ist. Der Tag und die Nacht sind Kontrahenten. Am Tage floriert das Leben. In der Helligkeit. In der Nacht liegt es ruhend. In der Dunkelheit. Sie sind ewige Gegenspieler welche sich in ihrer Herrschaft abwechseln, denn auch die Nacht geht zu Ende. Wie die Sterne „den Zirkel weiter ründen“ (V.9) könnten sie ein Äquivalent für die Sonne sein, welche auch auf einer Kreisbahn über den Himmel zieht. Und genauso wie die Sonne untergeht, gehen auch die Sterne, und mit diesen, die Nacht unter, auf das die Sonne, bzw. der Tag sich wieder erhebt „zum Morgenrot“ (V.10). Betrachtet man diese Ähnlichkeiten, dann wird bewusst, dass, so unterschiedlich sich Tag und Nacht auch sein mögen, sie auch Gemeinsamkeiten haben. Ja, der Tag ist hell und die Nacht ist dunkel, aber ihre Repräsentanten, die Sonne und Sterne, welche an sich schon das Gleiche sind, zirkulieren in Kreisbahnen um den Himmel, sie machen also das Gleiche (Das wir uns dabei eigentlich drehen ist klar, aber würde man dieses Spiel betrachten, wäre das die logische Observation). Zudem ist der letzte Vers der Strophe wieder dissonant. Er hackt mit nur zwei Hebungen im Jambus in die leise Melodie der Nacht und zerstört sie. Diesmal wird jedoch klar, dass die Betonung an dieser Stelle eine Ankündigung darstellt. „Die Nacht ist gewichen, begrüßet den Tag“, könnte sie eventuell lauten, denn das

„Morgenrot“ (V.10) erscheint am Horizont. Die letzten Verse jeder Strophe leiten somit den Übergang vom Einen ins Andere ein. Einmal den Sonnenuntergang, das Andere mal den Sonnenaufgang

In der Struktur des Gedichtes gehört die erste Strophe dem Tag, die zweite der Nacht. Sie sind somit voneinander abgegrenzt als etwas Unterschiedliches und jede für sich stimmig durch den Kreuzreim der jeweils ersten vier Verse, aber gleichzeitig sind die Strophen und somit Tag und Nacht auch verbunden: Der jeweils letzte Vers der beiden Strophen reimt sich (Tod (V.5), Morgenrot (V.10)). Nach allem, sogar dem täglichen Kampf um den Himmel, sind sie nicht ohne einander denkbar, sie sind abhängig voneinander. Kein Tag ist denkbar ohne Nacht. Im Gedicht wird durchgängig der Jambus angewandt. Wären die beiden Gegenspieler nicht abhängig voneinander, hätte man die zweite Strophe auch beispielsweise im Trochäus verfassen können, was den Unterschied hervorgehoben hätte (Jambus: unbetont, betont / Trochäus: betont, unbetont). Somit jedoch, mit einem durchgängigen Jambus, werden nochmals die Verbundenheit der Kontrahenten hervorgehoben. Und so universell, wie das Gedicht geschrieben ist, kann man Tag und Nacht durch alle annähernd zyklischen Gegenspieler ersetzen. Liebe und Hass, Leben und Tod, und noch einige weitere.

An dieser Stelle möchte man vielleicht unterbrechen und fragen: Warum Leben und Tod? Sobald man tot ist kommt nicht wieder Leben. Nun ja, würde ich antworten, zum einen geht es um annähernd zyklische Gegenspieler und zum anderen lässt das Gedicht in diesem Kontext Raum, um auf das Leben nach dem Tod zu verweisen. Man könnte es so interpretieren, das nach dem Tod ein neues Leben anfängt, so wie in einigen irdischen Religionen gepredigt wird. Der Sonnenuntergang wäre somit der Eintritt des Todes und der Sonnenaufgang dann die neue Geburt. Der Tag das Leben und die Nacht die Phase in der man eben tot ist. Das würde sich weithin damit decken, dass der „goldne Tag“ (V.1) verblasst; das Leben neigt sich dem Ende zu und es war ein Gutes, wenn man dem „wonnigen Verweilen“ (V.2) glauben schenken mag. Mit dem Tod tritt die Stille der Nacht ein und wird erst dann wieder abgelöst, wenn man schreiend wiedergeboren wird. Dabei müsste man den Tod nicht fürchten, denn er gehört zum Leben dazu. Verbunden durch zwei sich reimende Verse am Ende zweier Strophen und einem durchgängigen Jambus.

Anderweitig kann man dieses Gedicht auch mathematisch interpretieren. Dieser Zyklus wäre ein Kosinus. Er geht in einem Bogen auf die Null zu, in den negativen y-Achsenabschnitt und nach einer halben Periode wieder in den positiven. Die markanten, dissonanten Enden, bzw. Übergänge jeder Strophe entsprechen mathematisch den Nullpunkten, den Übergängen von positiv zu negativ und umgekehrt.

Am Ende dieser Interpretation angekommen bleibt noch die Frage des fehlenden Titels zu klären. So wie ich das sehe, würde jegliche Überschrift das Gedicht in Grenzen setzen und den kontinuierlichen Zyklus eines jeden Gegensatzes unterbrechen.

Wie auch immer man es nun jedoch interpretieren mag, am Ende ist des Gedichtes Aussage gleich, egal wie man es ausfüllt: Jedes Ende ist zugleich ein Anfang.